

# Mit voller Wucht

**Pop** Welche andere Amerikanerin ist so wortgewandt und dabei so glamourös wie sie? Allerhöchstens Michelle Obama. Jetzt veröffentlicht die Sängerin Janelle Monáe ein neues Album.

**E**ine junge Frau trat ins Rampenlicht und sprach aus, was unausgesprochen war, aber längst im Raum gestanden hatte. »Die Zeit ist abgelaufen«, sagte sie, »für ungleiche Bezahlung, für Diskriminierung, für sexuelle Belästigung. Für Machtmissbrauch.« Und weiter: »Das geschieht nicht nur in Hollywood, nicht nur in Washington. Es geschieht auch genau hier, in der Musikindustrie.« Sie trug einen schwarzen Anzug, verziert mit Blumen, als wüchsen sie über das Schwarz, ein bisschen Hoffnung über einem Abgrund.

Die Frau war die afroamerikanische Künstlerin Janelle Monáe und die Halle gemietet für die 60. Grammy-Verleihung, in New York, die Feier der US-Musikindustrie, live übertragen vor dem Millionenpublikum der Fernsehzuschauer. An diesem Abend des 28. Januar hallten die Schlagworte antisexistischen Protests – »#MeToo« und »Time's Up« – so klar in Richtung Pop wie kaum zuvor.

Ein paar Wochen später sitzt Monáe in einem Sessel, auch er zufällig mit Blumen verziert wie ihr Anzug bei den Grammys, nur wirkt sie auf den ersten Blick eher abgekämpft als kämpferisch. Spricht man sie auf die Rede an, regt sich was hinter der großen Sonnenbrille, die ihren Blick verdeckt, eine, die dem Gegenüber den Spiegel vorhält. »Wir spielen diesen Scheiß nicht«, sagt Monáe, ihre Worte pointiert, als kämen sie jetzt nicht vom Sessel in einem Berliner Hotelzimmer, sondern von einer Bühne. »Ich meine, ich selbst wurde nicht vergewaltigt. Aber ich war in unangenehmen Situationen. Und einige habe ich nie angesprochen, weil ich dachte: Wenn ich was sage, kriege ich dann nicht mehr diese Chance im Job?«

Janelle Monáe, 32, Tochter einer Putzfrau und eines Müllwagenfahrers aus Kansas City, ist eine sechsfach Grammy-nominierte Sängerin, Musikerin und Komponistin. Für ihren Sound hat sie sich in ihrer gut zehnjährigen Karriere bei allen möglichen Genres bedient, sie vermengt und neu gedeutet, R & B, Pop, Rap, Funk oder Soul, beeinflusst von Erykah Badu, James Brown und Prince, der in seinen letzten Lebensjahren für Monáe zu einem Mentor wurde.

Und sie ist Schauspielerin. Für die viel beachteten Filme »Hidden Figures«, ein Porträt fast vergessener schwarzer Nasa-

Pionierinnen, und »Moonlight«, ein Coming-of-Age-Drama über einen schwulen Afroamerikaner, setzte sie die Musik auf Pause. Monáe ist Popstar und Hollywood-Celebrity, sie überschreitet Grenzen. Sie nutzt die Aufmerksamkeit stärker als viele ihrer Kollegen, um politisch zu sein. Sie sagt: »I'm a free ass motherfucker.«

Noch bevor die Hashtags #MeToo und #TimesUp die sozialen Medien füllten, setzte Monáe sich für das moderne feministische Netzwerk »Fem the Future« ein. Beim »Women's March«, einem feministischen Protestzug durch Washington, einen Tag, nachdem Donald Trump im Weißen Haus eingezogen war, stand sie auf einer Bühne, sang aber nicht. Sie hielt eine Rede. »Wann immer ihr aufgeben wollt«, sagte sie, »müsst ihr daran denken, euch für die Freiheit und nicht für die Angst zu entscheiden.«

Doch es war die Rede bei den Grammys, die sie zur Stimme von Time's Up in der Musikindustrie machte. Einer Branche, in der nach #MeToo, anders als in Hollywood, kaum große Namen fielen, jedenfalls keiner der Kategorie Harvey Weinstein: Russell Simmons, dem Mitgründer des stilprägenden Labels Def Jam, werden sexuelle Belästigung und Vergewaltigung vorgeworfen. Simmons streitet die Anschuldigungen ab. Dem Musikmanager Charlie Walk wird sexuelles Fehlverhalten



**Aktivistin Monáe im Januar in Washington**

»Für die Freiheit entscheiden«

vorgeworfen, er musste daraufhin seinen Posten bei Universal räumen. Walk streitet die Anschuldigungen ab.

Trotz solcher Fälle haben #MeToo und Time's Up im Musikbusiness nicht zu einem nachhallenden Aufschrei oder einer Debatte über Ungleichheit geführt, die mit der Filmbranche vergleichbar wäre. Dabei gibt es Redebedarf: In der »Power 100 List« des US-Branchenblatts »Billboard«, die jährlich die einflussreichsten Akteure in der Musikindustrie benennt, tauchen unter den ersten zehn zum Beispiel nur zwei Frauen auf. Und laut einer Studie der University of Southern California waren weniger als zehn Prozent der Grammy-Nominierten in wichtigen Kategorien der vergangenen sechs Jahre Frauen.

Monáe ist Teil dieser wenigen und sagt jetzt in Berlin, die Musikindustrie habe wohl noch nicht den gemeinsamen Feind, den Harvey Weinstein, ausgemacht. Aber: »Gespräche werden geführt. Namen werden genannt. Und diejenigen werden bloßgestellt werden.«

Dass Monáe, die Aktivistin, im Futur spricht, passt zu Monáe, der Musikerin, deren frühere Alben, die alten Codes schwarz geprägter Popmusik aufsaugend, klangen, als sänge sie in einem irgendwie vergangenen Futur. Wie in einer Oper aus einem Science-Fiction-Film. Als Frau-Maschine stilisierte Monáe sich früher, ein schwarzer Android, der glänzte. Sie führte so eine Tradition fort. Die des Afrofuturismus, der seit den Sechzigerjahren mit einer Ästhetik aus afrikanischer Mythologie und hoch entwickelter Technologie Afroamerikanern nicht bloß von Unterdrückung erzählt, sondern von der Magie des Utopischen. Von Freiheit, nicht von Angst.

Nun veröffentlicht Janelle Monáe ihr drittes Album, »Dirty Computer«, auch deshalb ist sie nach Berlin gereist, wo sie sagt, sie habe auf diesem Album die Ehrlichkeit dem Rätsel vorgezogen. Der Satz selbst klingt rätselhaft, erschließt sich jedoch schnell, hört man beispielsweise die Single »Django Jane«, einen Song, in dem Monáe sich nicht mehr wie ein Android aus einer fremden Zukunft gibt, sondern wie eine selbstbestimmte Rapperin. Sagte sie in ihrer Grammy-Rede noch: »Wir kommen in Frieden«, klingt sie in »Django Jane« kriegerischer: »We're gon' start a motherfuckin' pussy riot«, heißt es da, die Ankündigung eines weiblichen Aufstands. Oder: »Let the vagina have a monologue.«

Nur spricht Monáe in »Django Jane« nicht bloß als Frau, sondern als Afroamerikanerin. Es geht ihr nicht nur um #MeToo und Time's Up, sondern auch um »Black Lives Matter«, eine Bewegung, die im Sommer 2013 in Amerika als Reaktion auf Polizeigewalt gegenüber Schwarzen entstanden ist.



EMMA MCINTYRE / GETTY IMAGES

**Darstellerin Monáe bei der Premiere des Films »Black Panther«\*:** »Wir kommen mit all dem heißen Scheiß um die Ecke«

Black Lives Matter befeuerte eine Welle schwarzer Protestmusik, die in den Mainstream vorgedrungen ist. Das zeigt sich an Künstlern wie dem Rapper Kendrick Lamar, dessen Meisterwerk »To Pimp a Butterfly«, eine Tour de Force durch die Zerrissenheit schwarzen Lebens in den USA, 2016 den Grammy als »Bestes Rap-Album« gewann. Der Refrain der Single »Alright« wurde bei Black-Lives-Matter-Protesten zu einem Schlachtruf der Hoffnung: »We gon' be alright«, es wird schon gut ausgehen für uns, irgendwann. Das zeigt sich an Beyoncé, einer der erfolgreichsten Musikerinnen unserer Zeit, deren Auftritt im vergangenen Jahr bei der Halbzeitshow des Super Bowl, eines der meistgesehenen TV-Ereignisse der Welt, an der Seite von Tänzerinnen in Lederuniformen eine Hommage an die Black-Panther-Bewegung darstellte. Und das zeigt sich an Janelle Monáe, die 2015 mit dem Song »Hell You Talmabout« eine der Hymnen zu Black Lives Matter lieferte: In den knapp sieben

Minuten werden die Namen von 18 Afroamerikanern benannt, die mutmaßlich Opfer von Polizeigewalt wurden, stets gefolgt von einem »Say his/her name«. Sagt ihre Namen, erinnert daran, was mit ihnen geschah. Ein Mantra der Verzweiflung.

Auch Monáe sieht die Welle, sagt sogar, sie sei an einem Höhepunkt angekommen. Eine Welle, die nicht nur die amerikanische Musiklandschaft erreicht zu haben scheint, sondern auch Hollywood. Beide Filme, in denen Monáe spielte, »Hidden Figures« und »Moonlight«, wurden 2017 für insgesamt elf Oscars nominiert, Letzterer bekam die Auszeichnung für den besten Film, als erster mit einer ausschließlich schwarzen Besetzung. Oder »Black Panther«, ein Superheldenfilm, der kürzlich anlief, so viel einspielte wie kein anderer und in dem der Superheld ein Schwarzer ist. In einigen US-Kinos lief vor »Black Panther« der Trailer für »Dirty Computer«.

Am 29. Januar im Dolby Theatre in Hollywood.

Monáe versinkt jetzt aber im Berliner Blumensessel. »Wir kommen mit all dem heißen Scheiß um die Ecke«, sagt sie. »Zugleich kriegen wir nicht dieselben Chancen, so zu strahlen wie einige unserer weißen Kollegen.« Damit berichtet sie auch von einem Land, das derzeit regiert wird von Donald Trump, der schon während seiner Präsidentschaftskampagne die Black-Lives-Matter-Bewegung als »trouble« bezeichnet hat. Als Problem.

Monáe seufzt. Und holt Luft: »Trump hätte nicht mal eine Glühbirne oder eine Erdnuss, wenn es uns nicht gäbe. Das Weiße Haus würde nicht existieren ohne uns. Er muss einfach gehen. Und das Land Leuten überlassen, denen Amerika wirklich am Herzen liegt.«

Es klingt wie der Einstieg in eine neue Rede.

Jurek Skrobala  
Twitter: @skrobala